

Germania Litteraria Mediaevalis Francigena (GLMF)

Band I

# Germania Litteraria Mediaevalis Francigena

(GLMF)

Handbuch der deutschen und niederländischen  
mittelalterlichen literarischen Sprache, Formen, Motive,  
Stoffe und Werke französischer Herkunft (1100–1300)

Herausgegeben von

Geert H. M. Claassens, Fritz Peter Knapp und  
René Pérennec

De Gruyter

Die Rezeption lateinischer  
Wissenschaft, Spiritualität,  
Bildung und Dichtung  
aus Frankreich

GLMF I

Herausgegeben von  
Fritz Peter Knapp

Redaktion  
Nils Borgmann

De Gruyter

# Germania Litteraria Mediaevalis Francigena (GLMF)

## Gesamtplan

Band I

Die Rezeption lateinischer Wissenschaft, Spiritualität, Bildung und Dichtung aus Frankreich

Band II

Sprache und Verskunst

Band III

Lyrische Werke [2012]

Band IV

Historische und religiöse Erzählungen [2014]

Band V

Höfischer Roman in Vers und Prosa [2010]

Band VI

Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur [2012]

Band VII

Gesamtregister, Bibliographie, Addenda

ISBN 978-3-11-025060-2  
e-ISBN 978-3-11-034914-6

*Library of Congress Cataloging-in-Publication Data*

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston  
Satz: Dörlemann Satz GmbH & Co. KG, Lemförde  
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen  
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

## Vorwort

Kaum ein Buch bedarf so dringend eines Vorworts wie das vorliegende. Zum ersten mögen die Leser der zuvor erschienenen vier Bände von GLMF, die alle höhere Bandnummern tragen, längst auf die allgemeine Grundlegung gewartet haben, zum zweiten – und dies ist leider vordringlicher – kann dieser Band I einer Apologie, die weit über den üblichen Bescheidenheitstopos hinausgeht, nicht entraten.

Band V, der als erster gedruckt vorlag, mußte notgedrungen etwas vom Grundsätzlichen für alle Bände vorwegnehmen, das es nun wieder aufzunehmen gilt. Ausgangspunkt der Konzeption war seinerzeit der Überblick von Joachim Bumke [1967], „Die romanisch-deutschen Literaturbeziehungen im Mittelalter“, gewesen, wo es u. a. geheißen hatte:

„An dem geistigen Aufbruch Europas im 12. Jahrhundert hat Deutschland wenig schöpferischen Anteil genommen. In immer größerer Zahl zogen die jungen Kleriker nach Frankreich, zu den Quellen der neuen Bildung, um dort Theologie und Philosophie, Jurisprudenz und Naturwissenschaften, Dichtung und Baukunst zu studieren. Als der Kölner Kanoniker Alexander von Roes gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Ämter der Welt unter den europäischen Völkern verteilte, zeichnete er die Franzosen durch das *studium* – die überlegene Bildung – aus, während die Italiener das *sacerdotium* verwalten sollten und die Deutschen das *regnum*. Dieses Schema war freilich insofern unrealistisch, als Frankreich damals auch politisch bereits die erste Macht in Europa war. Inzwischen hatte sich der Aufschwung der volkssprachigen Dichtung vollzogen, die im 12. Jahrhundert zum erstenmal gleichwertig neben die lateinische trat. Wiederum ging Frankreich voran. Ein Jahrhundert lang stand Deutschland stärker unter seinem Einfluß als zu jeder anderen Zeit; aber in der Aneignung und Verwandlung der vom Westen kommenden Impulse hat sich die volkssprachige Dichtung auch in Deutschland zur Blütezeit der mittelalterlichen Literatur entfaltet.“ (Bumke [1967], S. 12)

Erst die Bände der Reihe „Germania Litteraria Mediaevalis Francigena“ – Band II „Sprache und Verskunst“ sowie der Registerband VII werden noch im Anschluß erscheinen – haben aus diesen vor bald fünfzig Jahren geschriebenen Worten die nötigen radikalen Konsequenzen gezogen und einen halbwegs vollständigen Überblick über die Auswirkungen dieses Einflusses (der gegen Ende des 13. Jahrhunderts wieder stark nachließ) geliefert, welchen Bumke (für das gesamte Mittelalter) erstmals auf fünfzig Seiten ganz knapp skizziert hatte.

Grundlage Europas, genauer: Lateineuropas, ist das karolingische Reich gewesen. Die karolingische Reform und ihre Ausstrahlung schuf eine einheitliche lateinische Bildungswelt, welcher seit Anfang des 12. Jh. eine französisch-okzitanische Sprachkultur zur Seite trat. Bis zum Anfang des 14. Jh. war das Französische (in seiner anglo-normannischen Variante) auch die Sprache des herrschenden Adels in England sowie auch in Italien (mit geringem italienischem Einschlag) in literarischem Gebrauch. Auch im germanischen Teil Flanderns und Brabants war der Adel durchwegs des Französischen mächtig. In Frankreich selbst wurde südlich der Loire okzitanisch gesprochen und geschrieben, und der literarische Gebrauch dieser eigenständigen Sprache verbreitete sich auch über weite Teile Spaniens und Oberitaliens. In Oberitalien lernten vermutlich auch viele deutsche Minnesänger den okzitanischen Minnesang kennen (vgl. GLMF III). Oberitalien bildete somit einen Teil der interkulturellen Transferzone wie die ebenso zum mittelalterlichen Imperium Romanum gehörigen westlichen romanisch-germanischen Reichsteile des (ehemaligen) Königreichs Burgund und des (ehemaligen) Herzogtums Lothringen. Während die Sprachgrenze hier innerhalb der Reichsgrenze verlief, teilte sie umgekehrt auch die Grafschaft Flandern, die zum Großteil, aber nicht vollständig ein Lehen der französischen Krone war.

Aus heutiger Sicht gehören die nördlichen Teile von Flandern, Hennegau und Brabant natürlich zum niederländischen Sprachgebiet. Im Hochmittelalter ist das Niederländische jedoch vom Niederdeutschen ganz wenig und vom Mitteldeutschen nicht weiter entfernt als dieses vom Oberdeutschen, so daß man mit Recht von einer gemeinsamen ‚theodischen‘ Sprache sprechen kann (→ Einleitung und Überblick, Kap. 1.3; vgl. GLMF II). Die westliche kontinentale Germania (abgesehen vom literarisch bedeutungslosen Friesischen) gehört also viel enger zusammen als die westliche Romania (Französisch und Okzitanisch). Es wäre daher eine arge Verfälschung, wenn die nördliche Kontaktzone an Schelde und Maas gegenüber der mittleren und südlichen an Mosel, Rhein und Aare unterbelichtet oder ausgeblendet bliebe, obwohl sie offenkundig für den Kultur- und Literaturtransfer die größere Bedeutung besaß.

Daß das Auseinanderdriften der mediävistischen Niederlandistik und Germanistik nicht nur neuzeitlichem Nationalismus entsprungen war, zeigt freilich die literarische Entwicklung im Laufe des 13. Jh. Obwohl eine Verständigung über die Sprachregionsgrenzen noch weitgehend problemlos möglich war und es auch einen gewissen literarischen Austausch gab, nahm man in Flandern und Brabant von der deutschen Literatur kaum Notiz. Der nächstliegende Grund dafür ist wohl ein dort ver-

breitetes Gefühl der Zugehörigkeit zum französischen Kulturkreis, das trotz des zunehmenden literarischen Gebrauchs der ‚theodischen‘ Sprache erst langsam schwächer wurde (→ Einleitung und Überblick). Falls diese Hypothese stimmen sollte, würde sich aus dieser Perspektive das Konzept von GLMF erst recht bewähren. Dies gilt allerdings nicht im gleichen Maße für die zeitliche Grenze von ca. 1300. Sie ist für die mnl. Literatur im Gegensatz zur mhd. Literatur kaum von Bedeutung. Während in Deutschland um diese Zeit der französische Einfluß deutlich abnimmt und zugleich die großen Gattungen der höfischen Epik und Lyrik langsam auslaufen, ist um 1300 in den Niederen Landen die Kontinuität ziemlich ungebrochen. Das Ende des Betrachtungszeitraums wirkt hier des öfteren gewaltsam und mußte daher gelegentlich auch mißachtet werden.

Historisch problematisch muß natürlich auch die Zusammenfassung von Okzitanisch und Französisch im Titel der GLMF erscheinen, auch wenn manches okzitanische Literaturgut über das Französische in die angrenzende Germania gelangt ist. Kaum als Argument kann die häufige Vereinnahmung des Okzitanischen durch die neuere französische Literaturgeschichtsschreibung dienen. Mehr ins Gewicht fällt die zumindest lehensrechtliche Zugehörigkeit des größeren Teiles des okzitanischen Sprachgebiets zum mittelalterlichen Frankreich (der Rest gehörte zum Reich). Aber dann wäre wiederum das Anglonormannische ausgeschlossen. Bleiben rein praktische Gründe der Einfachheit, die schließlich den Ausschlag gegeben haben.

Schon Bumke hatte, wie oben zitiert, den Literaturtransfer in die großen geistigen Strömungen eingeordnet. Bildung, Wissenschaft und Spiritualität wurden aber bis ins Spätmittelalter zuerst ausschließlich und dann ganz überwiegend lateinisch transportiert. Sollten wir diese Bereiche sowie die lateinische Dichtung deshalb aus unserem Handbuch ausschließen, weil sie sich eines allgemein zugänglichen ‚internationalen‘ Mediums bedienen? Gewiß entstand bei Übernahme eines lateinischen Textes aus dem Ausland selbst durch lokale Adaptationen in aller Regel kein neuer Text – anders als bei einer Übersetzung oder fremdsprachigen Bearbeitung. Aber ‚theodische‘ Autoren greifen nicht selten alternierend auf lateinische und französische/okzitanische Vorlagen aus dem Westen zurück, z. B. bei der Kreuzzugslyrik oder den Antikenromanen, ohne die Bearbeitungsweise dabei markant zu ändern, so wie jene Vorlagen schon untereinander mannigfaltig verwoben sind. Und wußte man nicht überall in Lateineuropa, daß die lateinische scholastische Dialektik ebenso ein französischer Import war wie der volkssprachige Artusroman? Wir haben uns also bei der

Konzeption von GLMF entschlossen, den lateinischen Bereich in einem schmaleren Band I voranzustellen, dies im vollen Bewußtsein der genannten Problematik und in Beschränkung auf ausgewählte hervorstechende Phänomene.

Das Konzept von GLMF hatte als Kern die Darstellung der einzelnen Gattungen, der lyrischen Werke (Band III), der historischen und religiösen Erzählungen (IV), des Höfischen Romans in Vers und Prosa (V) sowie der Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur (VI) vorgesehen. Am Ende sollte ein Längsschnitt durch Stoffe und Motive stehen (VII). Vorweg sollte ein Blick auf die Rezeption lateinischer Wissenschaft, Bildung, Spiritualität und Dichtung aus Frankreich (I) sowie den Transfer von Sprache und Metrik (II) geworfen werden. Doch der wohl zu ehrgeizige Plan ließ sich trotz allem Entdeckungsdrang und Forschereifer während der von der DFG bewilligten Projektlaufzeit 2007–2014 nicht in allen Punkten durchführen. So wurde der entbehrlichste, Band VII, geopfert, die übrigen Bände mußten gegenüber der ursprünglichen Konzeption in teilweise erheblichem Maß revidiert werden. Auch der Zeitplan wurde in verschiedener Weise durch unglückliche Umstände, gesundheitliche Beeinträchtigungen und auch durch die Überlastung von Herausgebern und Beiträgern durch den universitären Alltag in Gefahr gebracht.

Am schlimmsten traf es Band I. Es war von vornherein klar gewesen, daß er wegen der Überschreitung der Fachgrenzen selbst über alle Philologien hinaus ein Sorgenkind werden würde, so daß er trotz oder wegen seines grundlegenden Charakters von Anfang an in der Planung an das Ende des Projekts gestellt wurde. Beabsichtigt war, die Herausgeberschaft zum größeren Teil mediävistischen Philosophiehistorikern zum übertragen, die mit ihrer fächerübergreifenden Vernetzung am besten geeignet schienen, Fachleute für die mittelalterliche Geschichte der Spiritualität, Bildung und Wissenschaft(en), insbesondere der Theologie und Philosophie, für Beiträge zu gewinnen. Namhafte Vertreter der genannten Disziplin – *nomina non sunt nominanda* – unterschrieben nacheinander im Abstand von drei Jahren einen solchen Herausgebervertrag, jedoch ohne ihn zu erfüllen. Nur eine einzige Mitarbeiterin wurde angeworben, Frau Iolanda Ventura vom CNRS-IRHT, Centre Augustin Thierry, Université d'Orléans (deren sehr umfang- und inhaltsreicher Beitrag im thematischen Rahmen von GLMF leider nur teilweise Aufnahme finden konnte), hingegen keine weiteren dringend benötigten Beiträger (die vielleicht gerne etwas geschrieben hätten und sich jetzt übergangen fühlen mögen). Da die Herausgeber volle Freiheit haben sollten, hatte es sich von selbst verboten,

parallel zu ihnen bei potentiellen Autoren anzufragen. Nach ihrem Rücktritt aber war die für die Artikelvergabe vorgesehene Frist ungenutzt verstrichen – bis auf den Bereich der Dichtung und Dichtungstheorie in Band I, für den von vornherein der unterzeichnete, nunmehr allein verbliebene Herausgeber verantwortlich war. Nur durch Zufall gelang es noch, in kürzester Frist den prominenten Pariser Historiker Jean-Marie Moeglin von der Sorbonne für Kapitel 2 zu gewinnen. Aber alle geplanten Beiträge zu den einzelnen Wissensgebieten der Artes, der Philosophie, dogmatischen und mystischen Theologie und eventuell noch weitere konnten nicht vergeben werden, da niemandem mehr ausreichende Bearbeitungszeit geblieben wäre. Ihr Inhalt konnte in den Kapiteln 1 und 3 vom Herausgeber nur skizziert werden. Zudem mußte die nötige gegenseitige Abstimmung von Band I und II, die parallel entstanden, aus Zeitgründen ebenso unterbleiben wie die nochmalige Überarbeitung der früher verfaßten Kapitel 5, 6 und 8 dieses Bandes. Deshalb aber auch die Kapitel 2, 4 und 7 dem Publikum vorzuenthalten wäre schwer zu rechtfertigen gewesen. Insbesondere der Beitrag von Jean-Marie Moeglin füllt eine bedeutende Forschungslücke und deutet zumindest an, wie das große geistige Panorama zu zeichnen gewesen wäre. Davon wirklich einen angemessenen Eindruck in der Totale zu vermitteln war schon von vornherein ein zu ehrgeiziges Ziel. Dazu scheint auch die Zeit noch nicht reif. So muß es beim nunmehr vorliegenden torsohaften Versuch bleiben. *Liberali hospitio excipiatur!*

Wien, im Sommer 2013

Fritz Peter Knapp

### Benutzerhinweis

*Kreisverweise* auf andere Einzelartikel des Handbuches werden durch einen Rechtspfeil (→) vor der Nennung des andernorts nochmals und ausführlicher behandelten Gegenstandes gegeben. Befindet sich der betreffende Artikel in einem anderen Band, wird die Bandnummer in römischen Ziffern vorangestellt, z.B. „→ V Tristanromane“. Steht der Artikel im gleichen Band, wird der Verweis durch die Nennung des Unterkapitels in arabischen Ziffern präzisiert, z.B. „→ Poetik, Kap. 6.2“.



# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	V
1 Einleitung und Überblick <i>von Fritz Peter Knapp</i> . . . . .	1
2 Träger und Modalitäten des Austauschs: Institutionen – Personen – Quellen (Ende 11. Jh. – Anfang 13. Jh.) <i>von Jean-Marie Moeglin</i> . . . . .	49
3 Philosophie/Theologie <i>von Fritz Peter Knapp</i> . . . . .	139
4 Enzyklopädie <i>von Iolanda Ventura</i> . . . . .	161
5 Ars amandi <i>von Fritz Peter Knapp</i> . . . . .	201
6 Poetik <i>von Fritz Peter Knapp</i> . . . . .	217
7 Geistliche und weltliche Lyrik – die Rezeption lateinischer Lyrik aus Frankreich im deutschen Sprachgebiet <i>von Udo Kühne</i> . . . . .	243
8 Allegorie <i>von Fritz Peter Knapp</i> . . . . .	281
Abkürzungsverzeichnis . . . . .	307



# 1 Einleitung und Überblick

von Fritz Peter Knapp

*Vale, dulcis patria, suavis Suevorum Suevia!  
Salve, dilecta Francia, philosophorum curia!  
Suscipe discipulum in te peregrinum;  
quem post dierum circulum remittes Socratinum.*

1.1 Francia und Imperium Romanum – 1.2 Ein Blick in ein feindliches Land? – 1.3 Die nachbarlichen geographischen Vorstellungen von Frankreich – 1.4 Die Rolle der Lingua franca im Kulturaustausch – 1.5 Predigt und Erbauungsschrifttum – 1.6 Die Träger des Kulturtransfers – 1.7 Mönchtum und Mystik – 1.8 Umgang mit der Bibel – 1.9 Wissenschaften – 1.10 Dichtung und Dichtungstheorie

Ausnahmsweise muß der Leser gebeten werden, vor dem Einstieg in dieses erste Kapitel, dessen Unzulänglichkeit sich nicht verbergen läßt, unbedingt das Vorwort des Bandes, welches jene ein wenig zu rechtfertigen versucht, zu lesen.

## 1.1 Francia und Imperium Romanum

Die Entwicklung der soziokulturellen Differenzen zwischen den aus dem einen Karolingerreich entstandenen Teilreichen im Laufe des Mittelalters ist in den ersten beiden Bänden der verdienstvollen „Deutsch-französischen Geschichte“ der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft von Rudolf Große (2005) und Jean-Marie Moeglin (2010) ausreichend dargestellt worden. Stichworte müssen und können hier genügen.

Der Grundstein für die im Mittelalter vorherrschende West-Ost-Richtung des Kulturtransfers, die im Titel unseres Unternehmens, „Germania litteraria mediaevalis francigena“, hoffentlich unmißverständlich zum Ausdruck kommt, wurde wohl schon weit vor Beginn der deutsch-französischen Geschichte gelegt, nämlich durch die frühzeitige Integration Galliens in das Römische Reich seit den Zeiten Julius Caesars, wodurch die Bedingungen für ein wesentlich höheres Maß an Kulturkontinuität von

der Antike zum Mittelalter westlich als östlich des Rheins geschaffen wurden. Freilich ist auch dort die Kontinuität nicht ungebrochen und hätte wohl nicht ausgereicht, wären nicht neue Impulse in dieselbe Richtung gegeben worden, welche die eklatante kulturelle Dominanz Frankreichs gerade im 12. und 13. Jh. verursachten. Sie waren wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und religiöser, aber kaum machtpolitischer Art. Zur ersten europäischen Macht steigt Frankreich erst im 13. Jh. auf und erlebt den Höhepunkt in der Regierungszeit Ludwigs IX. des Heiligen (1226–1270). Als Wendepunkt der Machtverlagerung gilt die Schlacht von Bouvines 1214. Im 12. Jh. hatte dagegen das französische Königtum angesichts der Bedrohung durch das Angevinische Reich am Abgrund gestanden, während der Glanz des staufischen Kaisertums noch wenig getrübt schien. Aber dem erblichen sakralen Königtum (zur Salbung des Königs vgl. Große 2005, S. 54) und dem Zentralismus Frankreichs gehört schließlich die Zukunft, während im Reich die Territorialfürsten immer mehr die Vorherrschaft übernehmen. Das hat alles offenkundig keine entscheidende Bedeutung für den eklatanten Aufschwung der Bildung und Wissenschaft an den Schulen sowie der rituellen Repräsentation, Ritterschaft und Literaturförderung an den Adelshöfen des Westens im 12. Jh., die intensiv und nachhaltig auf die kontinentalgermanischen Nachbargebiete Frankreichs ausstrahlen.

Nötig dafür war selbstverständlich eine ausreichende ökonomische Basis. Frankreich war im 12. Jh. dem Reich an Bevölkerungsdichte, Verstärkung, Handel und teilweise auch in der Warenproduktion voraus (Große 2005, S. 162). Auf dieser Basis etablierte sich eine relativ konsistente adelige Gesellschaftsschicht, die sich ritterlich-höfischen Idealen verpflichtet fühlte. Bedingung dafür war die enorme Aufwertung des Begriffs *rittermiles-chevalier*, zu welcher das von der Kirche geförderte und in den Kreuzzügen erprobte Ideal der *militia Christi* entscheidend beitrug (vgl. Knapp 2011, S. 226–228). Endgültig geklärt ist das Zusammenspiel zwischen Adel, Rittertum und Kirche zwar noch immer nicht (vgl. die dazu in → V Einleitung, insbes. S. 30, und bei Große 2005, S. 255 f., genannte Forschungsliteratur), aber die in Frankreich ausgebildete Ritterideologie kennt von vornherein nur soziale, keine regionalen, nationalen oder sprachlichen Grenzen.

Nicht wirklich einschätzen läßt sich die Bedeutung der Handelsbeziehungen für den Kulturaustausch, insbesondere der Champagne-Messen, die im 13. Jh. blühten und nicht wenige deutsche Händler nach Provins, Reims, Troyes etc. brachten, wo sie Waren aus ganz Europa erwarben und auch Niederlassungen errichteten (Moeglin 2010, S. 58–66).

International sind natürlich im Prinzip die klerikalen Institutionen. Die neuen Orden des 12. Jh., die Zisterzienser und die Prämonstratenser, greifen von Frankreich auf das ganze Abendland über, desgleichen die Reform der Augustiner-Chorherren. Diese spirituelle Erneuerung wirkt sich im gesamten kulturellen Klima aus, auch auf den weltlichen Bereich. An der Schwelle zu diesem steht der Weltklerus. Die Hofkapelläne sind sogar integrierender Bestandteil der höfischen Kultur. Im Schulwesen geht die Führung schon im 10./11. Jh. von den Klöstern an die Domstifte, also an Regular- und Säkularkanoniker, aber auch stiftsunabhängige Weltkleriker, über. Dabei ist das Niveau im Osten und Westen des ehemaligen Karolingerreichs vorläufig noch annähernd gleich hoch. Im Laufe des 11. Jh. verweigern sich die Domschulen im Reich jedoch zunehmend allen Neuerungen, insbesondere dann der Scholastik, und versinken in Provinzialität (vgl. Sturlese 1993, S. 184–190; Große 2005, S. 72f.). Um höhere Bildung zu erlangen, muß man im 12. Jh. nach Frankreich gehen. Und noch in der zweiten Hälfte des 13. Jh. weist der Kölner Kanoniker Alexander von Roes die Führungsrolle im *studium* Frankreich (*Gallia*) zu, was zweifellos der Realität entspricht, während die von Alexander der *Theutonia* zugesprochene politische Vormachtstellung, das *regnum*, dem Kaisertum längst streitig gemacht wurde (vgl. Moeglin 2010, S. 304).

In Kap. 2 unseres Bandes weist Jean-Marie Moeglin noch auf eine wichtige soziale Differenz in der klerikalen Ausbildung in Frankreich und im Reich seit dem späten 12. Jh. hin. Während hier die Ausbildung an den Domschulen von vornherein allein auf die durch ihre Geburt zu hohen kirchlichen Würden bestimmten adeligen Sprößlinge beschränkt bleibt, haben in Frankreich die besten Absolventen berühmter städtischer Schulen die Möglichkeit, auch dann im kirchlichen (oder auch weltlichen) Bereich Karriere zu machen, wenn sie keinem mächtigen und angesehenen Geschlecht entstammen. Nur so, in einer weit offeneren Gesellschaft, fanden die großen *magistri moderni* auf dem ‚freien Markt‘ genügend Hörer, um von deren Schulgeld leben zu können.

Das daraus entstehende Kulturgefälle bedurfte im 13. Jh. wohl schon dringend einer Beschönigung, denn es prägte sich der ‚Volksmentalität‘ ein. „Ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl ließ die Deutschen sich von dem angeblich brillanteren Nachbarn angezogen und abgestoßen fühlen“ (Moeglin 2010, S. 111). Umgekehrt empfanden die Franzosen wie einst die Griechen die fremde Sprache als geradezu barbarisch (ein Beispiel ebd., S. 285). Restlos erklärbar sind solche mentalitätsgeschichtlichen Befunde allerdings ebensowenig wie literaturgeschichtliche. Die Selbst- und Fremdeinschätzung von Gemeinschaften tragen viele irrationale Züge. Nicht

unwesentlich beruhen sie auch auf dem Ruhm einzelner herausragender Persönlichkeiten, der sich aber keineswegs notwendig einstellt. Und schon das geistige Genie ist nur sehr teilweise das Produkt eines bestimmten geistigen Klimas. In gewisser Weise ist es doch nur aus sich selbst zu erklären. Ob Frankreich aber ohne solche Genies wie Abaelardus, Chrétien de Troyes oder Bernart de Ventadorn jene Vormachtstellung hätte erreichen können, scheint fraglich.

## 1.2 Ein Blick in ein feindliches Land?

Wie hat nun die im Norden und Osten auf dem Festland angrenzende Germania Frankreich gesehen? Welche Vorstellungen machte man sich hier zuerst einmal von der geopolitischen Lage Frankreichs und Deutschlands im 12./13. Jh.? Schon die beiden Länderbezeichnungen sind erst einmal historisch zu definieren. Orientieren können wir uns hier wiederum an den genannten Bänden der „Deutsch-französischen Geschichte“.

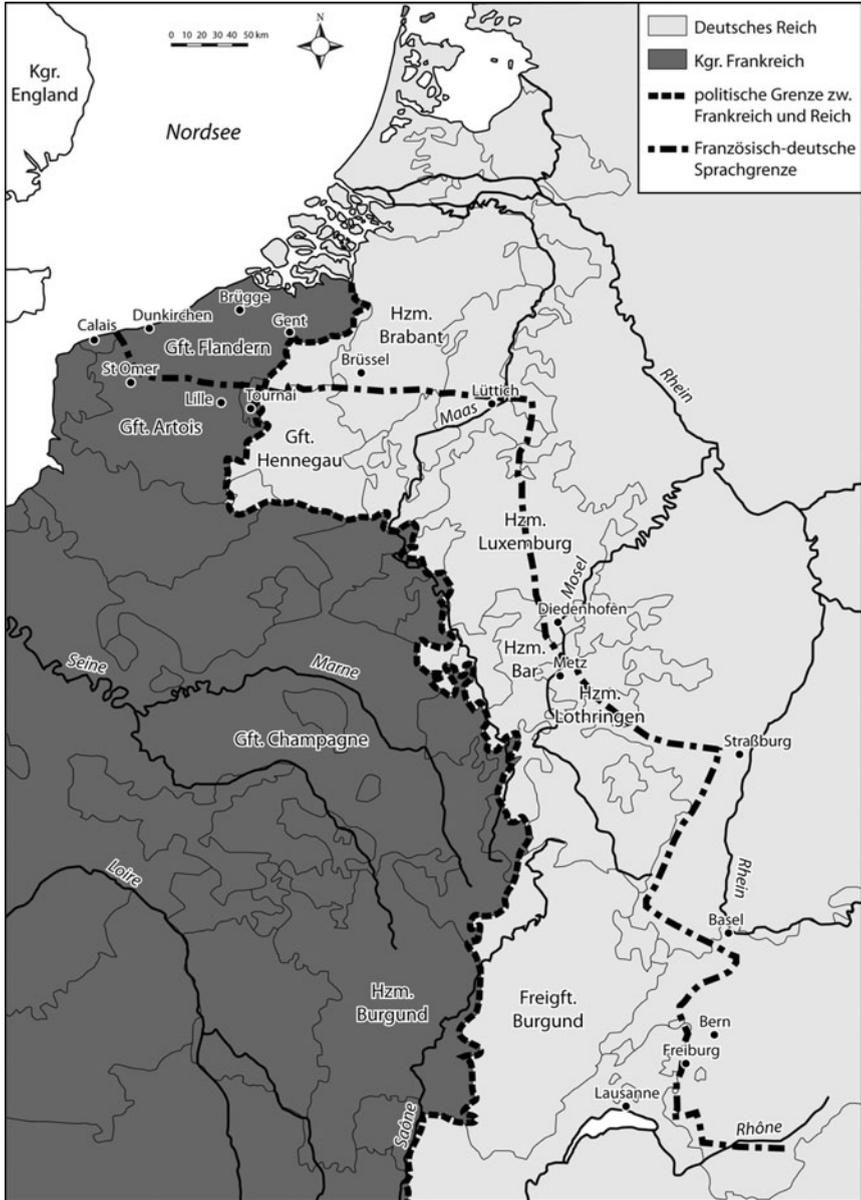
Die Diskussion der Historiker über den Beginn einer je eigenständigen Geschichte der beiden aus dem Karolingerreich hervorgegangenen ‚Staaten‘ hält seit langer Zeit an. Es sind mit Recht mehrere Zeitpunkte oder Zeiträume ab der ersten Reichsteilung vorgeschlagen worden. Ihn später als an den Anfang des 12. Jh. zu datieren scheint aber jedenfalls kaum möglich (Große 2005, S. 125). Damit können wir uns zufrieden geben, weil hier erst unser Betrachtungszeitraum anhebt. Doch ist damit noch nichts über den Umfang dieser Länder gesagt. Erstaunlich suggestive Wirkung hat die antike Vorgabe gehabt, obwohl sie von jeher problematisch gewesen ist. „Die Trennung in die beiden Großräume *Gallia* und *Germania* ist künstlich und geht auf die von Caesar geschaffene Rheingrenze zurück“ (ebd., S. 118). Sie definiert die Lebensräume der (keltischen) Gallier und Germanen weder für das erste Jahrhundert vor Christi Geburt noch für die vorausgehenden Jahrhunderte befriedigend und erst recht nicht die der gallomanischen und ‚theodischen‘ Sprachgemeinschaften.

Die Grenze des Imperium Romanum – die übliche Bezeichnung Deutsches Reich sollte nicht zuletzt wegen des erheblichen romanischen Anteils besser vermieden werden – im 12./13. Jh. verläuft dann weit westlich des Rheins, schließt Holland, Brabant, den Hennegau, Lothringen, die Freigrafschaft Burgund, Savoyen, Vienne/Dauphiné und die Provence mit ein, also einen guten Teil französischsprachigen Gebiets. Die Sprachgrenze hat weder etwas mit der antiken geographischen Einteilung noch den aktuellen politischen Grenzen zu tun. Sie trennt im Mittelalter im Norden ein

wenig südlicher als heute in Belgien Flamen (im weiteren Sinne) von Wallonen, knickt östlich von Lüttich nach Süden, überquert die Mosel nördlich nahe von Metz, folgt den Vogesen und teilt die Westschweiz etwa so wie noch heutzutage (vgl. Moeglin 2010, S. 195f. u. 364 [Karte s. nächste Seite]).

Kein Wunder, wenn jeder zeitgenössische Betrachter diejenige Grenze herausgegriffen hat, welche ihm von seinen Quellen oder seiner politischen oder kulturellen Vorliebe nahegelegt wurde. Die Franzosen bevorzugten vielfach aus naheliegenden Gründen die antike Einteilung Richer von Saint-Remi etwa bezeichnete im 10. Jh. die Nachbarn als *transrhenenses* und ihren Herrscher als *rex Germanorum* oder *rex Germaniae et Italiae* (Große 2005, S. 127). Nicht selten setzte man *Gallia* einfach mit *Francia* gleich. Die andere Seite vermied das in der Regel. Man nannte dort die französischsprachigen Bewohner des Reichs meist *Gallici* oder *Walbische/Welsche*, die Untertanen des Königs von Frankreich *Franci/Francigenae* oder *Franzosen* (Moeglin 2010, S. 198). Die französischsprachigen Reichsbewohner besaßen so eine Art doppelte Identität, die nach beiden Seiten Annäherung und Distanzierung möglich machte, was im Konfliktfall zwischen dem Kaiser und dem ‚allerchristlichsten‘ König (eine für das Hochmittelalter anachronistische Bezeichnung, die erst König Ludwig XI. erlangte) besonders virulent werden mußte. Freilich kam es bis zum Ausgang des 13. Jh. zwischen diesen kaum zu ernstesten politischen Zerwürfnissen oder gar kriegerischen Auseinandersetzungen. Die berühmte Schlacht von Bouvines 1214 schadete zwar dem militärischen Ansehen der ‚Deutschen‘ enorm, war aber primär eine dynastische Auseinandersetzung zwischen den kapepingisch-staufischen und den angevinisch-welfischen Verbündeten. Lokale Konflikte aber waren häufig und wurden mitunter von der Propaganda zu Kriegen zwischen Welschen und Deutschen aufgebauscht, so der zwischen Mömpelgard (Montbéliard) und Freiburg im Jahre 1287 im ‚Chronicon Ellenhardi‘ (um 1290–92). Da hat angeblich der Graf vom Breisgau durch seine Flucht den guten Ruf der *Theutonia* zerstört, Rudolf von Habsburg jedoch eingegriffen, gegen den Erzbischof von Besançon, den Grafen von Burgund und ganz *Gallia* siegreich gekämpft und damit die Ehre der ganzen *Theutonia* wiederhergestellt (Moeglin 2010, S. 212). Auf einen grundsätzlichen Antagonismus darf man daraus nicht schließen, auch wenn die Sprachgrenze nicht so leicht zu überwinden war. Zweisprachigkeit war nur Sache der sozialen und geistigen Eliten.

Moeglin (2010, S. 285) hat Kommunikation und Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen, denen er die Niederländer ohne weiteres zuschlägt, vom 13. bis 15. Jh. genauer betrachtet und eine sehr verbreitete



gegenseitige Unkenntnis festgestellt. Wo die Kenntnis fehlt, blüht das Klischee. Die Franzosen galten als hochmütig und weibisch, die Deutschen als raufsüchtig und grobschlächtig (ebd., S. 293f.). Wenn Ritter beider Seiten einmal in größerer Menge zusammenkamen, gab es bald Reibereien. Das zeigte sich schon beim ersten Kreuzzug 1098 (Große 2005, S. 130). Im übrigen schätzt Moeglin (2010, S. 285f.) den mittelalterlichen Personenverkehr zwischen beiden Ländern relativ gering ein, den in Richtung Frankreich aber jedenfalls stärker als umgekehrt. Die Hohen Schulen Frankreichs, insbesondere die Universität Paris, übten allerdings eine beträchtliche Anziehungskraft auf Intellektuelle aus (→ Träger und Modalitäten des Austauschs). Die Studenten erfreuten sich jedoch keiner großen Beliebtheit bei den einheimischen Bürgern, da sie Sonderrechte genossen und ihr Betragen manchen Anlaß zu Klagen gab. Im Jahre 1200 kam es beispielsweise zu einem Streit eines deutschen Studenten mit einem Herbergswirt. Der Prévot von Paris griff zugunsten des Wirtes ein. Eine Menschenmenge stürmte die Herberge, in der der Student mit weiteren Deutschen wohnte. Da es sogar Tote gab, brachten die Studenten Klage beim König vor. Philipp II. August bestrafte die Angreifer und erließ ein Privileg für die Scholaren (Ehlers 1996, S. 188; Große 2005, S. 201; Baldwin 2006, S. 14).

Der heftige Unmut, den er damit erregte, artikuliert sich in einem wohl bald nach jenem Anlaß verfaßten Einschub in ein afrz. Heldenepos, ‚Les Narbonnais‘ (nicht ‚La mort Aymeri de Narbonne‘, wie bei Ehlers 1996, S. 188, Anm. 124, angegeben). Die Stelle ist so bezeichnend, daß wir sie hier in größeren Ausschnitten wiedergeben wollen, allerdings nur in Übersetzung, da es hier auf den Kunstcharakter des Textes nicht ankommt. Das Epos gehört zu den Chansons de geste des Wilhelmszyklus (→ IV B Wilhelmsepen), die weder ins Mnl. noch ins Mhd. übernommen wurden. In ihm wird etwas aus der Vorgeschichte der großen Taten Guillaumes von Orange und seiner Brüder, also der Söhne Aymeris von Narbonne, erzählt. Sie kommen in ihrer Jugend nach Paris, nehmen dort im Hôtel d'Aquentin le Normand Unterkunft, wo auch der große Held Roland abzusteiigen pflegt, und finden dort eine Menge Deutsche vor. Sie wollen sich gleich ihrer entledigen.

„Währlich“, sagte Hernaut, „da werden sie hinausgehen, denn davor wird sie nichts bewahren, da es dem Grafen Roland diene.“ Sogleich kam er zu Pferd in die Unterkunft und fand die Deutschen beim Essen sitzen. Er grüßte sie artig und höflich: „Der Gott, welcher in Bethlehem von der Jungfrau auf sein Geheiß geboren wurde, grüße und behüte euch, edle, wackere Ritter! Liebe Leute seid ihr, wenn ihr euch gut aufführt. Eßt mit Freude, bei Gott dem Allmächtigen, und trinkt in geziemender

Weise Wein – wer sich zuviel damit beschwert, handelt unklug –, dann aber geht und sucht euch eine andere Unterkunft, denn das da ist die meine. Zu gerechtem Lehen fordere ich es, denn es gehörte dem guten Grafen Roland.‘ Einer der Deutschen erhob sich auf der Stelle. Er hielt ein Messer, dessen Glanz groß war, und schwor bei Gott, dem wahren allmächtigen König: ‚Wenn ich es nicht allein um Gottes willen unterließe, würde ich euch jetzt damit erstechen.‘ Die Brüder hörten es und waren darüber sehr empört. Aymer spornte das trabende Pferd und sprengte bis zu dem Schlemmer, ergriff ihn vorne am Bart, zog daran und riß ihm mehr als hundert Haare heraus, so daß das Blut herauskam und herabtropfte. Dann legte er die Hand an das schneidende Schwert und schwor bei Gott, dem Vater und Heiland: ‚Wenn ihr euch nicht rasch von hier erhebt, so erschlage ich euch jetzt damit.‘ ‚Wahrlich‘, sagte Bovon, ‚töricht sind die Deutschen, die nicht ihres Weges gehen.‘ Unter den Deutschen gab es nur Schrecken, als sie sahen, wie jener am Bart gezogen wurde. Sie sprangen dort auf, in der Absicht, sich zu waffnen. Sie fielen Aymer von allen Seiten an und zerrissen ihm seinen neuen, leuchtenden Hermelinpelz. Als er das sah, war nur Wut in ihm. Wer dann gesehen hätte, wie Bovon daherschritt, Bernart, der Ältere, der Held Guillaume, König Hernaut, der tapfere Aymer und Herr Garin, der sehr Lobenswertes tat! Die Deutschen konnten ihnen nicht standhalten. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten sich fortbegeben, eine andere Unterkunft suchen und diese aufgeben. Oft habe ich sie beim Schimpfen sagen gehört: ‚Die Übermacht weidet die Wiese ab‘. Das habe ich sagen gehört. Und die Barone ließen ohne jedes Säumen die Unterkunft reich ausstatten.“ (Les Narbonnais‘, V. 2350–2400)

Daraufhin veranstalten sie ein Festmahl mit zahllosen Spielleuten, so daß der Wirt erklärt, nur noch solche Gäste haben zu wollen, nicht dagegen die knausrigen Deutschen. Allerdings fürchte er sich vor deren Rückkehr. Doch Bovon, einer der Söhne Aymeris, beruhigt ihn. Er brauche keine Angst zu haben. Dann blendet der Erzähler auf den Hof Karls des Großen über:

„Doch lassen wir die Narbonneser dort bleiben. Wir müssen euch wieder von den Deutschen erzählen, die sich bei Karl beschwerten gingen. Allesamt verletzt, stiegen sie in den Palas hinauf. Einer begann für alle zu sprechen. ‚Herr Kaiser, hört uns an! Ihr habt uns an euren Hof gerufen. Wir glaubten, wir hätten sicheres Geleit beim Kommen und Gehen. Aber uns haben sechs wilde Vasallen, alles junge Ritter, mißhandelt, uns aus unserer Herberge herausgeworfen und so geschlagen, wie ihr sehen könnt.‘ Der König vernahm es und war nichts als wütend. Völl Unmut unternahm er es, sie zu befragen: ‚Kennt ihr sie? Könnt ihr sie benennen?‘ ‚Nein, wahrlich, Herr. Es sind sechs junge Ritter, wild und stolz, mit angriffslustigen Reden. Sie ähneln einander stark beim Kommen und Gehen. Sie haben denselben Vater, das kann man für sicher halten. Es könnten einander Männer nicht so gleichen, wenn sie nicht zweifellos von einem Manne abstammten. Von unserem Essen ließen sie uns aufstehen, so daß wir es nicht wagten, Widerspruch einzulegen. Völlig gegen unseren Willen mußten wir fortgehen, und sie ließen es uns teuer bezahlen. Wir wissen nicht, bei wem wir uns anderswo beschwerten sollten, als bei euch, Herr, der ihr uns schützen müßt. Schafft uns Recht, wahrer, erhabener Kaiser!‘ Karl schwor es beim wahren Leib der heiligen Audomar und Dionysius, denen er Verehrung schuldete, sie würden sich auf nichts so Erhabenes berufen können, daß er sie nicht höchlich dafür büßen und teuer mit ihrem Leib dafür bezahlen ließe. Da mag der König seinen Eid schwören und

seine Stimme hoch erheben. Doch wenn er die sechs Brüder sprechen und ihr Geschlecht erwähnen und nennen hören wird, wird er all seine Gedanken und seine Gesinnung ändern müssen.“ (ebd., V. 2464–2502)

So geschieht es denn auch. Karl ist wütend und schickt nach einer Beratung drei Vasallen aus, die Übeltäter an seinen Hof zu entbieten.

„Während alle drei dorthin ritten, war der reiche Bürger, der die Narbonneser beherbergt hatte, vor seinem Haus und überwachte die Straße. Da erblickte er einen Deutschen, einen von seinen alten Gästen, die er früher gehabt hatte, nahm eine Streitaxt aus dem Land der Dänen, stürzte sich auf ihn, schlug ihn sofort nieder und trennte ihm den Kopf ab. Dieser fiel ganz still um (V. 2560). ‚Wirt‘, sagte Bovon, ‚der wird monatelang keinen Durst mehr haben! Wegen dieses Übergriffs wird uns, beim heiligen Audomar von Blois, der König gut und gerne zur Rechenschaft ziehen.‘ ‚Herr‘, sagte der Wirt, ‚bei Gott, der die Gesetze schuf, regt euch wegen des Geldes nicht auf. Noch habe ich einen Sextar cenomanensischer Münzen. Davon könntet ihr alles nehmen nach eurer Wahl. Soviel werden wir davon am Hofe dem Franzosen geben, daß wir von dem Deutschen guten Frieden haben werden. Wenn ich ihn getötet habe, so hat er mir zuvor Übles getan (V. 2570). Viele Male nannte er mich ‚überführter Hahnrei‘ (?) und tötete mir im Übermut einen jungen Bären (?). Ich hätte ihn nicht für hundert Orléaner Sous (als Gast) gewollt. Hier drinnen hat er mich oft in Wut gebracht.‘ ‚Wirt‘, sagte Bovon, ‚gut wurde das Recht wahrgenommen. Dieser ist zu seinem Unglück aus seinem Land umgezogen!‘“ (ebd., V. 2552–2575)

Die Boten sehen auf ihrem Ritt den Toten und erwarten, daß Karl das bitter bestrafen wird. Sie kommen in die Herberge, und der Abt von Saint-Denis, den Karl auch gesandt hat, trifft ebenfalls ein. Als er aber erfährt, daß die Ritter die Söhne von Aymeri und Hermanjart sind, umarmt er seine Cousins. Er geht mit ihnen an den Hof, preist die Verdienste ihres Vaters, kündigt große künftige Taten ihrer Tapferkeit an und bietet dem König tausend Mark aus dem Schatz von Saint-Denis. Karl weist die Bestechung zurück und verweist auf seine Pflicht zur Gerechtigkeit. Der Abt schiebt die Schuld auf den Widerstand der Deutschen im *ostel Rollant*. Sie hätten die Brüder, die von Aymeri und Hermanjart zum Königsdienst nach Paris gesandt worden waren, angreifen wollen. Für den toten Deutschen verspricht er ein schönes Begräbnis. Karl gibt ihnen ihres Vaters Aymeri wegen Pardon. Die Brüder kleiden sich in der Unterkunft noch prächtiger, machen dem Kaiser eine neuerliche Aufwartung und bieten ihre absolute Loyalität an, nachdem Karl zuvor noch lange geschwiegen hatte. Schließlich gelangen sie zu hohen Ehren.

Der Jongleur ergreift hier literarisch raffiniert Partei. Diese Chanson de geste war zum Vortrag sicher nicht nur vor Landadeligen, sondern auch vor städtischen Reichen und Großen, vielleicht sogar auf Märkten und Plätzen bestimmt. Die Szene aus der realen hochmittelalterlichen Gegen-

wart wird in die Zeit Karls des Großen verlegt. Es geht nicht um Studenten, sondern um deutsche Reisende eines nicht näher bestimmten Standes. Sie erregen offenbar nur Anstoß, weil sie Ausländer sind und sich anmaßen, im *ostel Rollant* zu nächtigen und zu speisen. Ihnen werden Guillaume und seine Brüder, französische Volkshelden, gegenübergestellt. Unter deren Schutz fühlt sich selbst der Herbergswirt stark genug, einen deutschen Gast kurzerhand umzubringen, was einer der Brüder mit einem brutalen Witz quittiert. Karl will zuerst überparteiliche Gerechtigkeit üben, politische, militärische und verwandtschaftliche Räson bringen ihn aber rasch zum Umdenken. Wer für Frankreich siegreich kämpft, hat immer recht. Das ist die Botschaft des Textes. Dabei weiß der Jongleur recht gut, daß Charlemagne kein ‚purer‘ Franzose ist, denn er sagt, Karl habe bei der Begegnung mit den Söhnen Aymeris lange geschwiegen und „weder deutsch noch romanisch gesprochen“ (*Les Narbonnais*, V. 2794: *Que il ne dist ne tyois ne romant*).

Die deutschen Studenten von 1200 konnten sich dagegen lateinisch verständigen, selbst mit dem König, schwerlich aber mit dem Herbergswirt. Sie mußten also Französisch lernen. Trotzdem erkannte man sie wohl gleich an der Sprache, die im Laufe des Mittelalters immer mehr zum wichtigsten Unterscheidungsmerkmal wurde, bis sie schließlich im 15. Jh. zur Bestimmung der Nationalität ausreichte.

### 1.3 Die nachbarlichen geographischen Vorstellungen von Frankreich

Im ganzen Mittelalter und weit darüber hinaus begriff sich jede/r aber zuerst einmal als Angehörige/r einer kleinen Einheit, einer Dorf- oder Stadtgemeinschaft und einer Landsmannschaft. Wollte ein Schriftsteller einmal sich oder sein Publikum über größere Zusammenhänge, insbesondere das Ausland informieren, hatte er es nicht eben leicht.

Zur ersten Information über Frankreich griff der damalige deutsche Schriftkundige wohl zur ‚Imago mundi‘ von Honorius Augustodunensis aus der ersten Hälfte des 12. Jh. Ob die darin enthaltene Erdbeschreibung aus der Sicht vom Osten aus geschrieben ist, bleibt so lange ungewiß, als sich die Verbindung des Autors mit Regensburg nicht wirklich sichern läßt. Sie ist aber ohnehin zuerst einmal der antiken Topographie, wie sie v.a. von Isidor von Sevilla dem Mittelalter übermittelt wurde, verpflichtet, die von der Trennung von Gallia und Germania durch den Rhein ausgeht. Honorius schreibt (in Übersetzung):

„Gallia wird nach der weißen Haut der Bewohner so genannt, denn griechisch *gala* heißt Milch. Der Rhein entspringt in den Alpen, wendet sich gegen Norden und wird vom Bogen des Ozeans aufgenommen. Vom Fluß Rhein weg beginnt Gallia Belgica, benannt nach der Stadt Belgis. Diese (sic!) entspringt am Mons Iovis und mündet gegen Norden in den britannischen Ozean. Sie heißt auch Francia, benannt nach dem König Francus, der aus Troja mit Aeneas kam, Troja am Rhein [= Xanten] gründete und dem Land den Namen Francia gab. Im Westen grenzt daran Gallia Lugdunensis, das auch Gallia Comata wegen der langen Haare (*comae*) und auch Gallia Togata wegen der langen Gewänder genannt wird. Im Osten davon ist Gallia Narbonensis, benannt nach der Stadt Narbona, im Westen Aquitania, genannt nach den Gewässern Rhodanus und Liger.“ (Honorius Augustodunensis, *Imago mundi* I, 26–27)

Hier ist gegenüber Isidors ‚Etymologien‘ XIV,4,25–27 schon einiges in Unordnung geraten. Den Verlauf des Rheins beschreibt er zweimal, läßt aber die Unterscheidung von Gallia cisalpina und Gallia transalpina weg. Das hat dann Rudolf von Ems verwirrt, der Honorius als Vorlage in seiner ‚Weltchronik‘ (um 1250/54) benützt:

„Die anderen welschen Reiche nennt die Schrift allesamt mit Namen Gallia, obwohl sie sich doch hier und da weithin in viele Länder teilt. Die Schrift macht die Grenzen und Lage ihrer Länder bekannt. [...] Die Gesamtbezeichnung Gallia teilt sich in drei Bezeichnungen. Ein Teil davon heißt Gallia Belgica. Diese beginnt beim Mont Job und geht vom Gebirge dann herab nach Norden, bis der Rhein sie mit seinem Lauf abschneidet und die Grenzlinie des Landes bildet, das Britannien zunächst liegt. In diesem Teil liegen die Länder, deren drei Namen Burgundia, Lothringen und das Land zu Kärlingen heißen, dazu all die Gegenden und Länder dazwischen, deren Namen bekannt sind mit besonderen Namen in vielen Ländern. Das Grenzziel des zweiten Teiles ist Gallia Lugdunensis, deren Beginn das apenninische Gebirge da so gesetzt hat, daß sie von dem Gebirge die Rhône (*Rotten*) hinab nach Lyon (*Lugdun*) reicht. Dem dritten Teil hat Narbonne (*Naribun*) Ziel und Anfang markiert und seinen Namen beigelegt, so daß man den Teil Gallia Narbonensis nennt, die bis Aquitania geht, wo der Landesname endet.“ (Rudolf von Ems, ‚Weltchronik‘, V. 2630–2671)

Wiederum ist eine – hier nicht zu besprechende – Menge Unklarheiten und Notformulierungen unterlaufen, sowohl dem Autor als auch dem Schreiber. Auch die Ausgabe von Ehrismann (1915) ist unzureichend. Die Gallia Belgica läßt Rudolf wie Honorius schon beim Ursprung des Rheins unter dem Großen Sankt Bernhard (genannt Mons Jovis) beginnen, die Gallia Lugdunensis schon am Apennin. Man gewinnt überhaupt kaum den Eindruck, als ob er wüßte, wo die einzelnen Orte und Gegenden tatsächlich liegen. Dies verwundert umso mehr, als er im ‚Wilhelm von Orlens‘ (→ IV A Einleitung) die Länder Anjou, Brabant, Burgund, Champagne, Flandern, Gascogne, Hennegau, Haspengau, Kärlingen/France, Lothringen, Normandie, Provence, Vermandois und etliche französische Einzelorte nennt. Immerhin setzt er auch in der ‚Weltchro-

nik' zu den wirren Übernahmen aus der ‚Imago mundi‘ von sich aus die Ländernamen Burgund, Lothringen und das Zentralgebiet Kärtingen (Francia) hinzu.

Da zeigt sich Jacob van Maerlant um 1260 doch ganz anders informiert, obwohl auch bei ihm manches befremdet. Doch dürften in diesem Fall zumeist die Schreiber schuld daran sein. In der fiktiven Abbildung der Erde auf einem Grabmal nimmt die Beschreibung Galliens 57 Verse ein (Jacob van Maerlant, ‚Alexanders geesten‘ VII,1542–99) und kann daher hier nicht zur Gänze wiedergegeben werden. Zu Anfang folgt Maerlant ziemlich genau Honorius (ohne die Namensetymologie von Gallia). Nach der Etymologie der neueren Bezeichnung des Landes, Frankreich (*Vrancrike* nach *Vranc/Francus*), zählt Maerlant die nördlichen Provinzen auf: Lothringen, Elsaß, Ardennen, *Tiraten* (nach Franck 1882 verderbt aus *Cameraten*, Region von Cambrai, oder *Tornaten*, Region von Tournai; vielleicht ist aber die Picardie gemeint), Hennegau, Brabant, Haspengau, Flandern, Vermendois, Normandie, Champagne, Artois und das *rechte Vranken*. Bis *Cracaengen* (= *Bartaengen* = Britannien) reiche dieses Gallien, welches das wohlbekleidete Gallien (*wel gheclede Gallen*) heiße. Das ist offenbar eine Verwechslung von Gallia Togata und Gallia Belgica bei Honorius. Die Gallia Lugdunensis erhält bei Maerlant den anderen Beinamen, den Honorius dafür nennt, Gallia Comata, *gebaerde Gallia*. Als deren Länder, die sich vom Westen bis zur Rhône ausbreiten, nennt Maerlant Bretagne, Berry, Auvergne, Limousin, Burgund, *Recordane* (Périgord?). Das dritte Gallien, zwischen dem Gebirge und der Rhône gelegen, heiße das *gebaerde Gallen* (= Gallia Barbata, verballhornt aus Gallia Braccata?). Darin liegen Narbonne, Marseille, Toulon, Arles (?), Montpellier und die Provence. Maerlant kennt auch Aquitanien, aber nicht den antiken Umfang dieser Provinz. Er teilt ihr nicht nur Poitou, sondern auch Anjou zu. Dafür spricht er ihr die oben schon genannten Länder Berry, Auvergne, Limousin fälschlich ab. Von der Gascogne weiß er gar nichts.

Man sieht, der flämische Dichter kennt sich im Norden und Osten Frankreichs recht gut aus. Nach Südwesten nehmen die Kenntnisse sukzessive ab. In diesem Frankreichbild mischt sich offenbar viel selbst Gehörtes (und Gesehenes?) in das gelehrte Wissen. Daß er relativ viel über den Südosten zu sagen weiß, könnte mit der Zugehörigkeit des Regnum Arelatense zum Reich zusammenhängen. Doch dagegen spricht, daß er das Römische Reich und die Reichsgrenze gar nicht nennt, sondern die historisch unzutreffende Gleichsetzung des antiken Gallien (bzw. nur der Gallia Belgica) mit dem Reich der Franken und weiterhin mit Frankreich durch Honorius einfach übernimmt.

Welchen Grund könnte der aus Flandern (einem Lehen der französischen Krone) gebürtige Dichter, der die ‚Alexanders geesten‘ in der dem Reich lehenspflichtigen Grafschaft Holland verfaßte (→ IV A Alexanderromane, Kap. 2.5), dafür gehabt haben? Maerlants Sprache ist nach eigener Angabe *duutsc/duuts* (< *diuidisk* < *theudisk*), die gemeinsame, wenngleich dialektal differenzierte, kontinentalwestgermanische Sprache der Niederländer und Deutschen im Mittelalter, die ich hier nach einem Vorschlag von De Grauwe (2003) ‚theodisk‘ nennen möchte (stets in Anführungszeichen, da sich die Bezeichnung noch nicht eingebürgert hat – vgl. dazu GLMF II, insbes. Kap. 1). Aber dem französischen Kulturkreis scheint er sich mindestens ebenso wie dieser ‚theodischen‘ Sprachgemeinschaft zugehörig gefühlt zu haben, da er diese in seiner Länderbeschreibung gar nicht thematisiert. Ist für ihn Frankreich zuerst und immer noch das Land der Franken, das in seinem Geschichtsbild nach Francus, einem Anführer der in Griechenland gefangenen und dann (nach Errichtung des Römischen Reiches durch einen Nachkommen des Trojaners Aeneas) ausgewanderten Trojaner, benannt ist? In seiner ‚Historie van Troyen‘ schreibt er liebevoll über ihn:

*Daer was Vranc af hoefman.  
In Vrancryc was hy, die wan  
Yerstwerve coren ende wyn  
Op die edel ryvier den Ryn;  
Noch beitet lant na synen naem.*

„Ihr Anführer war Vranc.  
Er war in Frankreich, der  
erstmal's Korn und Wein pflanzte  
an dem edlen Ufer des Rheins.  
Nach ihm trägt das Land den Namen.“

(Jacob van Maerlant, ‚Historie van Troyen‘, Ausg. Verdam, V. 11067–72)

Läßt sich dieses Zugehörigkeitsgefühl auf andere flämische und brabantische Autoren übertragen? Lassen sich so deren Reserviertheit gegenüber der mhd. Literatur und die Offenheit gegenüber der französischen erklären? Der Brabanter Jan van Boendale kennt zwar auch nur die eine *dietsche* (= *duutsche*), also ‚theodiske‘ Sprache, nennt aber Maerlant in ‚Der leken spiegel‘ (von 1325/33) III,15,119f. *vader der dietsche dichteren algader*, also „Vater aller theodischen Dichter zusammengenommen“, so als wüßte er von Wolfram, Gottfried oder Walther nichts. Genau dazu paßt der Befund, daß das Mittelniederländische gegenüber dem sprachlichen Einfluß des Altfranzösischen offener ist als das Mittelhochdeutsche (vgl. GLMF II) und die mittelniederländischen Bearbeitungen sich an ihre altfranzösischen Vorbilder in der Regel viel enger anlehnen (vgl. GLMF IV u. V). –

Schließlich soll auch noch ein Blick auf eine Quelle geworfen werden, woraus ein ganz spezielles Publikum geographisches Wissen schöpfen konnte. Der 1214 bei Bouvines schwer geschlagene, auf die marginale Machtbasis zwischen Harz und Heide zurückgedrängte römische Kaiser

Otto IV. erhielt 1215 das Widmungsexemplar der ‚*Otia imperialia*‘ seines arelatischen Reichsmarschalls Gervasius von Tilbury, die allerdings schon in den 1180er Jahren am englischen Königshof begonnen wurden. Dort weilte damals dieser englische Adelige, dort wuchs zur selben Zeit Otto (geb. 1175/76, gest. 1218), der Sohn Herzog Heinrichs des Löwen, auf und genöß eine westeuropäische Bildung. Gervasius erwarb dann in Bologna den Magistertitel des kanonischen Rechts und lebte anschließend überwiegend im Königreich Burgund/Arelat und damit im Reich. Aufgrund der bezeugten Lebensstationen muß Gervasius französischsprachig aufgewachsen und später außer Latein auch die okzitanische und die italienische Sprache (in einer Dialektvariante) gelernt haben. Daß er Zugang zum Deutschen besaß, ist höchst unwahrscheinlich. Er konnte auf Ottos Lateinkenntnisse vertrauen und wollte zudem mit seiner geographisch-historisch-naturkundlichen Enzyklopädie ein internationales Publikum erreichen.

Die darin enthaltenen geographischen Angaben, die offenbar die Hauptgrundlage für die berühmte Ebsdorfer Weltkarte (vgl. Baumgärtner/Kugler [Hgg.] 2008) bildeten, sind um vieles genauer als die oben genannten, wenngleich keineswegs fehlerlos, und können trotz unserer Beschränkung auf den Ausschnitt Frankreich (Gervasius von Tilbury, ‚*Otia imperialia*‘ II,10, Ausg. Banks/Binns, S. 284–302) hier nur ganz grob resümiert werden. Die teilweise von Isidor übernommenen etymologischen Angaben übergehe ich. Wie auch sonst ist der Ausgangspunkt Gallien in den bekannten Grenzen von Alpen, Rhein, Ärmelkanal und Atlantik. Im Inneren unterscheidet Gervasius nicht ohne beträchtliche Widersprüche *Celtiberia* (*Aquitannia*, *Guasconia*), *Gallia Germanica* (*Alemania*, *Thoringia!*) und *Gallia Belgica*, die angeblich sowohl an Burgund (an der Saône) als auch im Osten an den Rhein, im Südosten an den Apennin (!), im Norden an Britannien und im Süden an die *Gallia Narbonensis* grenzt. Schließlich kennt Gervasius auch noch die Gleichungen *Gallia Togata* = *Longobardia*, *Gallia Comata* = *Burgundia et Francia*, *Gallia Braccata* = *Tenthonia*. Auch Gervasius spricht also einmal nur von der *Gallia transalpina* und bezieht ein anderes Mal auch die *Gallia cisalpina* mit ein, ohne dies klar zu machen. Besondere Schwierigkeiten hat er bei der *Germania*. Im nächsten Anlauf zählt er – keineswegs korrekt – die Provinzen der *Gallia Belgica* (Normandie, Boulogne, Flandern, Anjou, Touraine, Berry, Bretagne, in der Mitte *Francia*) auf. Erst in beträchtlichem Abstand nennt er zum ersten Mal ganz zutreffend und im Widerspruch zu dem bisher Gesagten die *Gallia Lugdunensis*: „Diese breitet sich in einem langen, engen Halbrund um die Provinz Aquitanien aus und hat im Osten die *Gallia Belgica*, im Süden die *provincia Narbonensis*, welche

*Subalpina* heißt und vom Mittelmeer und der Rhône begrenzt wird“ (ebd., S. 292). Dann fügt er noch die östliche Begrenzung durch die Alpen hinzu. Hier, in der Provence, seinem eigenen Lebensraum, kennt sich der Autor am besten aus, wie die minutiöse Beschreibung zeigt. Aber auch die Lage von Aquitanien wird schließlich ungefähr zutreffend beschrieben. Dann folgt noch eine Aufzählung aller Bischofsstädte innerhalb der Erzbistümer Lyon, Reims, Sens, Tours, Rouen, Bourges, Bordeaux, Narbonne, Auch, Besançon, Vienne, Tarantaise, Embrun, Aix, Arles. Diese Erzbistümer werden jeweils den drei Teilen Galliens, *Francia*, *Burgundia* und *Guasconia*, zugeteilt. Während das Reichsgebiet östlich von Rhône und Saône ganz präsent ist, verschwimmt am Rhein das Bild merklich. Auch bei der vorangehenden Beschreibung Germaniens (Gervasius von Tilbury, ‚*Otia imperialia*‘ II,7) ist nur traditionell und ziemlich vage von *Suenia* und *Alemania* die Rede; dann wendet sich der Blick weiter nach Osten. Von Elsaß, Lothringen, Rheinland, Maasland, Brabant, Holland, Friesland ist in diesem Zusammenhang gar keine Rede. Ebenfalls gar keine Angaben macht Gervasius zur Reichsgrenze.

Bessere Informationen konnten trotzdem auch gebildete Kreise Latein Europas damals kaum bekommen. Ausreichend zur Erfassung der Wirklichkeit waren auch sie nicht. Wie im ganzen Buch mischen sich Wissen und Pseudo-Wissen. Auch Klischees werden transportiert. Nach Isidor leitet auch Gervasius die Völkermentalitäten vom Klima ab. Die Römer seien seriös, die Griechen leichtfertig, die Afrikaner verschlagen, die Gallier wild, die Engländer intelligenter, die Deutschen kräftiger (Gervasius von Tilbury, ‚*Otia imperialia*‘ II,10, Ausg. Banks/Binns, S. 286).

## 1.4 Die Rolle der Lingua franca im Kulturaustausch

Die römisch-katholische Kirche hat einen einheitlichen lateinischsprachigen Bildungs- und Kulturraum geschaffen. Der in diesem Raum, dem sogenannten Lateineuropa, entstandenen lateinischen Literatur ist somit in erster Linie eine globale Sicht angemessen. Die Sequenzen Adams von St. Victor oder die ‚Alexandreis‘ Walters von Châtillon, lat. Werke aus Frankreich, las man überall, wo Latein verstanden wurde. Was könnte uns also berechtigen, den Einfluß solcher Werke auf das literarische Leben im ‚theodischen‘ Sprachraum dem Einfluß französischsprachiger Werke an die Seite zu stellen? Doch umgekehrt: Was berechtigt uns anzunehmen, daß jene genannten lat. Werke im 12. Jh. so ohne weiteres anderswo als in Frankreich hätten geschaffen werden können und daß sie im Ausland ein-

fach wie einheimische Produkte empfunden wurden? Gewiß erfolgte der literarische Austausch zuerst einmal innerhalb derselben und verwandter Institutionen, also bei den lat. Texten innerhalb der Kirche und der Orden. Die Sequenzen Adams von St. Victor werden durch die Augustiner-Chorherren in Europa verbreitet, die ‚Alexandreis‘ Walters von Châtillon durch die Lateinschulen der Stifte und Klöster. Dasselbe konnte den Liedern Bernarts de Ventadorn oder den Romanen Chrétiens de Troyes nicht passieren. Dennoch wird bei Walter von Châtillon „Alexanders Zug von Reims aus gesehen“ (Glock 2000, S. 286), und es gibt in dem Werk noch eine ganze Menge weiterer speziell französischer ‚Zutaten‘, die es sogar möglich erscheinen ließen, den Text in Band IV des GLMF-Handbuches (→ IV A Alexanderromane, Kap. 2.4) zu behandeln.

So wie die grundsätzlich überall gleiche römische Liturgie in jeder Diözese ihre besondere Note erhielt, so prägten sich auch Lyrik und Epik sowie Spiritualität und Wissenschaft in den verschiedenen Regionen in verschiedener Menge und Eigenart aus. Der Austausch von Personen und Handschriften zwischen den Klöstern, Stiften und Höfen (→ Träger und Modalitäten des Austauschs) machte das literarische Gut zwar vielerorts verfügbar, aber deshalb nicht ubiquitär und einfach austauschbar. Man wußte meist von der Herkunft der Importe. An der Sprache war sie zwar selten festzumachen. Gallizismen oder Germanismen sind nur in lat. Gebrauchsliteratur häufig. Ein deutsches oder französisches Mittellatein gibt es nicht. Aber es gibt andere Textsignale, Bezüge auf lokale kirchliche, liturgische, soziokulturelle, politische etc. Gegebenheiten, die Anlaß gaben, die mittellateinische Literatur einzelner Regionen, Deutschlands (Langosch 1964a), Englands (Rigg 1992), Böhmens (Nechutova 2007) etc., eigens, unter Umständen in Verbindung mit der volkssprachlichen Literatur derselben Region (z. B. Knapp, LG), darzustellen.

Solche Textsignale sind aber natürlich ein ungleich geringeres Rezeptionshindernis als eine fremde Sprache. Man konnte sie, verstanden oder nicht, einfach belassen, ebensogut auch verändern, ersetzen oder tilgen. Ein neuer Text entstand dadurch nicht. Ganz anders bei einer Übersetzung oder fremdsprachigen Bearbeitung. Eine Beschränkung auf diese Phänomene bei einem Unternehmen wie dem vorliegenden ließe sich also durchaus vertreten. Die lateinische und volkssprachige Literatur derselben Region sind aber in der Regel weit enger verflochten, als die nationalphilologische Literaturgeschichtsschreibung ahnen läßt. In Frankreich greifen etwa lateinische, okzitanische und altfranzösische Kreuzzugslyrik, Pastourelle, Troja- und Alexanderepik eng ineinander, und es ist infolgedessen gar nicht immer auszumachen, was davon jeweils im einzelnen auf

das Ausland gewirkt hat. Aber auch wo man in Deutschland etwa auf die chronikalische Überlieferung von König Artus zurückgreift, wird keineswegs immer klar, wo Geoffrey von Monmouth oder Maître Wace dahinterstehen. Im Grunde gilt aber das Gesagte für alle die großen geistigen Strömungen, die von Westen nach Osten übergreifen: Humanismus, Scholastik, Mystik, *amour courtois* und andere, auch wenn dabei der Anteil der beiden Sprachen jeweils durchaus verschieden ist.

Schließlich darf man sich die Trennung des Lateinischen vom Französischen im Mittelalter nicht als absolut vorstellen, weder was die Sprachen selbst noch was ihre Verwendung in den französischen Studieninstituten betrifft. Zwar gibt es, wie gesagt, kein geschriebenes französisches Mittellatein, doch im gesprochenen Latein einen französischen Akzent und Gallicismen im Ausdruck. Vor allem sprachen französische Scholaren außerhalb des Unterrichts miteinander natürlich in ihrer Muttersprache. Wollten Ausländer sich da nicht ausgeschlossen fühlen, taten sie gut daran, diese auch zu lernen. Sie benötigten sie ohnehin in der Kommunikation mit dem ‚Volk‘. Wenige ‚theodiske‘ Studenten werden da ohne Französischkenntnisse nach Hause gekommen sein. Eindeutige Zeugnisse sind allerdings rar. Jean-Marie Moeglin (→ Träger und Modalitäten des Austauschs, Kap. 2.3) verweist immerhin auf zwei Stellen in Chroniken, einmal bei Arnold von Lübeck, der behauptet, die von ihren Eltern zum Studium nach Paris geschickten adeligen jungen Männer würden dort auch „in die Sprache und Literatur jenes Landes eingeführt“ (*litteratura simul et idioma lingue terre illius imbuti*), was die volkssprachliche meinen könnte, zum andern in der Lauterberger Chronik („Chronicon Montis Sereni“), wo der Abt von Pegau in Sachsen, der wohl in Frankreich studiert hatte, in einen Brief einige (allerdings verballhornte) afrz. Worte einfließen läßt.

## 1.5 Predigt und Erbauungsschrifttum

Kaum in einem anderen literarischen Genre wirken Volks- und Gelehrtensprache so eng zusammen wie in der Predigt. Vermutlich wurde die weit überwiegende Zahl der Predigten in den Volkssprachen gehalten. Das Lateinische blieb im Vortrag in der Regel auf Kloster, Stift, Bischofshof und (Hohe) Schule beschränkt. Verglichen damit ist unsere Kenntnis volkssprachiger schriftlicher Predigttexte gering. Bei kaum einem davon scheint es definitiv gelungen zu sein, ihn als die Wiedergabe des Wortlauts einer tatsächlich gehaltenen Predigt zu erweisen. Vielmehr handelt es sich zumindest zum allergrößten Teil um sekundäre Nachschriften, wenn nicht

überhaupt um veritable Lesepredigten. Hingegen besitzen wir eine Menge lateinischer Aufzeichnungen von Predigten, die gewiß nur in der Volkssprache gehalten wurden, oft allerdings nur in Konzept- und Stichwortform von Musterpredigten. Hier, wo Schrift und Stimme so eng zusammengehören, driften sie für uns in eklatanter Weise auseinander. Hier, wo die Schrift an sich nur dienende Funktion haben sollte und wo Literatur nur aufgrund ihrer mündlichen Realisierung zum Massenmedium wird, haben wir so gut wie keinen sicheren Zugriff auf das gesprochene Wort.

Was wir darüber wissen, wird in den beiden Sammelbänden von Kienzle (2000) und Muessig (2002) beschrieben. Der für unsere Frage so wichtige Verschriftlichungsprozeß geht sehr verschiedene Wege. Die Niederschrift kann vor, während und nach dem Vortrag durch den Prediger selbst, durch beauftragte Schreiber oder Zuhörer erfolgen. Erst seit den späten siebziger Jahren des 20. Jh. hat die Forschung von den überlieferten Pariser Predigten des 13. Jh. eine Menge als tatsächliche Mitschriften, sogenannte *reportationes*, identifiziert. Wir besitzen auch damit aber keineswegs einen unmittelbaren Zugang zum gesprochenen Wort, denn die Schreiber haben zwar Momentaufnahmen geliefert, diese aber ganz subjektiv verändert, gekürzt und zumeist in Latein abgefaßt, auch wenn in der Volkssprache gepredigt wurde. Auch von lateinisch gehaltenen Predigten Bernhards von Clairvaux und Hugos von St. Victor im 12. Jh. sind schon *reportationes* belegt, aber nicht erhalten (Bériou 1992, S. 270). Sie dienten dann als Grundlage für eine gründliche Überarbeitung zu einer literarischen Fassung. Das wird auch im 13. Jh. der Normalfall gewesen sein. Ein Prediger hält meist anhand eigener lateinischer Entwürfe eine meist volkssprachige Kanzelrede und stellt aufgrund einer lateinischen Mitschrift dann eine Endversion her, die wiederum von ihm selbst oder anderen in die Volkssprache übertragen werden kann.

Ein ‚einfacher‘ Volksprediger wie Berthold von Regensburg (s.u.) hält seine deutschen Predigten hingegen – angeblich oder tatsächlich – für gar nicht der Aufzeichnung wert. Wenn er sich trotzdem gezwungen sieht, sie selbst niederzuschreiben oder zu diktieren, so nur deshalb, weil er weiß, daß einfache Kleriker oder Religiösen sie während seines Vortrags mitgeschrieben, dabei aber so verdorben haben, daß daraus Irrlehren entstehen könnten. Nicht nötig aber sei es, „daß andere Gebildete und Kundige sie aufschrieben, da viel bessere Predigten von Magistern verfertigt wurden, die für jegliche Ausbildung von Glauben und Sitten ausreichen würden. Daher mögen sie diese Predigten den schlichten Ungebildeten wie meinesgleichen und denen, welche Tiefes und Subtiles nicht fassen können, überlassen, weil sie in Wort und Sinn nichts bieten, was gebildete Literaten

anstreben und besorgen müßten“ (lat. Text bei Schönbach 1905/06, Bd. V [1906], S. 3f.).

Kein Prediger des Hochmittelalters hat solches europäisches Prestige erlangt wie Bernhard von Clairvaux (um 1090–1153). Sein Notar Gaufredus preist seine Rednergabe in den höchsten Tönen. Sie habe sogar über Sprachgrenzen hinweg Wirkung ausgeübt (Übers. nach ‚Vita Bernardi‘ III,7 [MPL 185, 307]):

„Unter seiner Zunge lagen Milch und Honig; nichtsdestoweniger kam aus seinem Munde das feurige Gesetz [...]. Daher wurde er mit wunderbarer Ergriffenheit auch vernommen, wenn er zu deutschen Leuten sprach, und deren Andacht durch seine Predigt, welche sie als Menschen einer anderen Zunge gar nicht verstehen konnten, mehr erregt als durch die verständlichen Worte des kundigsten Dolmetschers, der nach ihm sprach. Zum sicheren Beweis dafür schlugen sie sich an die Brust und vergossen Tränen.“

Bernhard predigte nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Rheinlanden den Kreuzzug. In Speyer am 27. 12. 1147 sprach er französisch und ließ einen Dolmetscher die deutsche Übersetzung verkünden. In Köln sprach er lateinisch und erreichte damit bei den Zuhörern mehr Aufmerksamkeit als der deutsche Dolmetscher, bei dessen Übersetzung sie den Platz verließen (Leclercq 1996, S. 320; Kienzle, in: Muessig [Hg.] 2002, S. 110). Schriftlich erhalten hat sich davon unmittelbar nichts (vgl. Schneyer 1969, S. 126 u. 172f.). Auch die durch den Titel eines jüngeren Aufsatzes von Hendrik Breuer (2009) geweckten Hoffnungen auf eine neue Entdeckung erfüllen sich leider nicht. Die propagandistischen Argumente der Predigten Bernhards werden freilich keine anderen gewesen sein als in seinen erhaltenen themengleichen Schriften. Nichts besitzen wir auch vom französischen Wortlaut der Predigten, die Bernhard in seiner Heimat hielt. Selbst bei den zahlreichen überlieferten lateinischen Konventspredigten hat man erhebliche Zweifel an der Wiedergabe des lebendigen Wortes geäußert, obwohl sie so viele Signale eines Publikumskontaktes enthalten. Köpf (1994, S. 30) führt als Hauptargument den elaborierten Charakter der Predigten, hier insbesondere der ‚Sermones super Cantica Canticorum‘, an, der durch mündliche Produktion nicht zu erzeugen gewesen sei und das Verständnis der Zuhörer sehr erschwert haben würde. Ob das Argument einer semioralen Gesellschaft angemessen sein kann, sei hier dahingestellt. Die Mehrzahl der schriftlichen Rezensionen einer Predigt spricht jedenfalls für eine mehrfache Überarbeitung durch den Autor und andere; und in dieser Form gelangten die Predigten in alle Zisterzienserklöster Europas und auch in andere Klöster und Stifte (zur Verbreitung im deutschen Sprachraum → Träger und Mo-

dalitäten des Austauschs, Kap. 2.2), nicht durch mündliche Überlieferung.

Predigten tradierte und sammelte man seit der Spätantike. Die Predigten der Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius Magnus, Origenes, Pseudo-Dionysius Areopagita, Beda u. a. behielten die höchste Autorität im ganzen Mittelalter, hinzu traten im Hochmittelalter aber v. a. Petrus Lombardus, Hugo von St. Victor und Bernhard von Clairvaux, dem auch unzählige Predigten anderer Autoren unterschoben wurden. Auf die genannten vier großen lateinischen Kirchenväter beschränkt sich die ungemein verbreitete Sammlung ‚Speculum ecclesiae‘ von Honorius Augustodunensis (s. Kap. 1.9), der dabei wie die meisten anderen Redaktoren mit dem Wortlaut sehr frei umgeht. Umgekehrt nehmen Verfasser ‚neuer‘ Predigten umfassend älteres Gut auf, so daß die Grenzen fließend sind. Oft läßt nur mangelnde Quellenkritik Predigten als Originalwerke erscheinen. Etwa für die Predigten Hermanns von Rein (Reun) aus den siebziger Jahren des 12. Jh. hat der Nachweis des zitatenhaften Charakters diesen Irrtum ausgeschlossen, nicht aber für die ‚Admonter Predigten‘ aus der Mitte des 12. Jh. Schon ein flüchtiger Blick läßt aber viele Lesefrüchte aus älteren und neueren Predigten, so auch welchen von Bernhard, erkennen (Knapp, LG I, S. 77). Dieser hat hier aber einen verschwindenden Anteil im Vergleich zu Hermanns Sammlung, die für eine steirische Zisterziensergemeinschaft geschaffen wurde und dem berühmten Ordensmitbruder breites Gehör verschuf.

Bernhard von Clairvaux ist nur das herausragendste Beispiel für ein allgemeines Phänomen, die Vorherrschaft sowohl Frankreichs als auch des Mönchtums im Predigtwesen des 12. Jahrhunderts. Die Konventspredigt spielte eine ganz wichtige Rolle im Leben religiöser Gemeinschaften, insbesondere bei den Zisterziensern.

Im 12. Jh. gewinnen die thematischen Predigten, die *sermones*, die Überhand über die Homilien. In beiden beruft sich der Prediger zwar gleichermaßen ständig auf die Schrift; nur in der Homilie bildet sie jedoch stets den ersten Ausgangspunkt der Ausführungen. Diese werden im Sermo nun stärker formal gegliedert, ohne die assoziative Reihung auszuschließen. Der Aufbau nach symbolischen Zahlen wie drei, vier oder sieben ist besonders beliebt. Von den Hohen Schulen Nordfrankreichs, dann insbesondere von der Universität Paris, geht dann die Verwissenschaftlichung der Predigt aus. Die Kanzelrede wird der scholastischen Disputation angeglichen, soweit die Zusammensetzung des Publikums das zuläßt. Manches davon wie die ständige Verwendung eines streng zahlenmäßigen Aufbaus erhält sich sogar noch in der Volkspredigt des 13. Jh., da deren

Hauptträger, die Bettelorden, ihre Mitglieder gerne auf die Universitäten schicken und auch ein eigenes höheres Schulwesen aufbauen.

Aus der Sicht unseres Handbuchs ist dabei die Beobachtung entscheidend, daß die Volkspredigt in Frankreich und Deutschland etwa zeitgleich um die Mitte des 13. Jh. hervortritt, in Frankreich v.a. mit den Dominikanern Guillaume de Peyrault (Peraldus, gest. 1271), Humbert de Romans (gest. 1277) und Nikolaus von Gorram (gest. 1295), in Deutschland v.a. mit den Franziskanern Konrad Holtzner von Sachsen (gest. 1279) und – allen voran – Berthold von Regensburg (gest. 1272). Ein Einfluß der genannten Franzosen ist im Osten bei den Zeitgenossen noch kaum spürbar, sondern erst in den folgenden Jahrhunderten, die uns hier nicht mehr beschäftigen. Und auch dann geht der Weg in aller Regel über lat. Aufzeichnungen.

Wenn Berthold und Konrad von der zeitgenössischen afrz. Volkspredigt nichts aufnehmen, so setzen sie hingegen die mittelalterliche Rezeption der lat. Predigten Bernhards kontinuierlich fort. Wenn wir uns auf einen kurzen und oberflächlichen Vergleich zwischen Bernhards und Bertholds lat. Predigten – von diesen sind, abgesehen von Exzerpten bei Schönbach (1905/06), bisher nur zwanzig, die ‚Sermones ad religiosos‘, veröffentlicht – beschränken, so wirken die des Franziskaners scholastischer und nüchterner. *Divisio* und *partitio* sind viel wichtiger, die Zitate aus Bibel und Kirchenvätern (einschließlich Bernhard!) sind um einiges häufiger. Die Sprache ist korrekt, aber so ziemlich ohne jeden auffallenden Schmuck, ja weithin ohne Schwung. Die immer aufs neue durchbesprochenen Mittel und Hindernisse der Vervollkommnung *in religione*, also im religiösen Leben einer geistlichen Gemeinschaft, zeigen durchaus viele motivliche Gemeinsamkeiten mit Bernhard. Doch dessen zentraler Gedanke der geistigen Vereinigung des Frommen mit Gott klingt bei Berthold kaum einmal an.

Von einem westlichen Einfluß auf die Predigt in Deutschland kann man also durchaus sprechen, ohne jedoch – abgesehen von wörtlichen Zitaten – punktuelle Anschlußstellen ausfindig machen zu können. Der spirituelle Aufschwung des 12. Jh. hat von Frankreich aus auch nach Osten ausgegriffen, und eines der wichtigsten Medien ist dabei sicher die Predigt gewesen. Sind jedoch schon bei der lat. Predigt konkrete Auswirkungen im Detail schwer auszumachen, so natürlich erst recht bei der Volkssprache. Kann es da überhaupt einen Zusammenhang geben, wenn Bertholds deutsche Predigten stilistisch den Konventspredigten Bernhards näher zu stehen scheinen als seine lateinischen? Sie wirken weit lebendiger und eindringlicher, v.a. durch ihre sprachlichen Reihungen und Häufungen, die mit den

scholastischen Zahlenreihen (z.B. die zwölf Stämme Israels – die zwölf Abteilungen aller Menschen, d.h. der Sünder und der Gerechten) eine sinnvolle Verbindung eingehen. Wieviel davon auf das Konto des anderen, des weltlichen Publikums und der diesem angepaßten Thematik geht, wäre zu untersuchen.

Es kann jedenfalls nicht wundernehmen, wenn die deutschen ‚Sankt Georgener Predigten‘ (vermutlich 2. Viertel des 13. Jh., aus dem Oberrheingebiet) den Einfluß von Bernhards Konventspredigten noch viel deutlicher spüren lassen. Ihre Themen sind „Trinität, Christologie, Mariologie, Abendmahl, Aufstieg der Seele zu Gott, mystische Erfahrung; dazu treten umfassende Anleitungen zum Klosterleben“ (Schiewer/Seidel 2010, S. XIV). Sie sind zur Lektüre von Nonnen bestimmt.

## 1.6 Die Träger des Kulturtransfers

Im Falle der Predigt sind die Träger des Kulturtransfers von Frankreich nach Deutschland in allererster Linie Handschriften und in zweiter Linie die geistlichen Orden, welche den Handschriften ihre Austauschwege vorgegeben haben, teils nur innerhalb derselben Orden, teils auch über Ordensgrenzen hinweg. Schon seltener überschritten sie die Schwelle zur Weltgeistlichkeit, noch seltener zu den Laien. Selbstverständlich waren es Menschen, die Blätter und Bände überbrachten, aber jene mußten mit diesen nicht notwendig in innerem Zusammenhang stehen.

Ganz anders liegt der Fall, wenn Menschen selbst Wissen und Kenntnisse im fremden Land erwerben und im eigenen Land verbreiten bzw. selbst aus dem Ausland stammen und von dort mitbringen. Jean-Marie Moeglin hat die Frage in Kap. 2 ausführlich untersucht und den Transfer der Handschriften in allererster Linie den Klerikern aus dem Reich, die nach Frankreich und wieder zurück kamen, zugeschrieben. Selbstverständlich widmet er sich daher zuerst der Mobilität der Personen seit dem ausgehenden 11. Jh., die in erster Linie von der Bildungssituation in Lateineuropa abhängt. Bis ins 11. Jh. ist sie zwischen dem Reich und Frankreich durchaus ausgewogen, weshalb der Personenaustausch innerhalb des lateinkundigen Klerus nach beiden Seiten etwa gleichmäßig verläuft. Von nun an vertieft sich aber einerseits die Kluft zwischen Mönchs- und Weltklerus, andererseits die zwischen den Domschulen diesseits und jenseits des Rheins. Die Klöster verschließen ihre Schulen immer mehr nach außen und bilden zunehmend nur noch ihre Novizen aus. Die Domschulen im Reich bleiben wie zuvor vornehmlich Ausbildungsstätten für künftige